

Der Rorschacher Trichter

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 32

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Rorschacher Trichter

143

WERNER WOLLENBERGER

Die Gratulation:

Fünfzig Jahre M.G.

Neulich bekam ich eine Karte, die lud mich zu einem ländlichen Nachtessen im Kloster Fahr ein.

Unterschrift: Manuel Gasser.

Natürlich fuhr ich hin.

Zweitens sollte man Einladungen zum Nachtessen niemals verpassen und erstens läßt man sich von Manuel Gasser nicht vergebens zu Tische bitten.

Ich kam – Welch' seltsame Laune der Natur! – zu früh.

Und ich bemerkte raschen Auges, daß da für mindestens hundert Personen gedeckt war.

Ich konnte mir den Massenaufmarsch nicht erklären.

Und vor allem erstaunte mich kurz darauf die Prominenz der anrollenden Gäste:

Morgenthaler und Varlin, die Maler waren da. Hochfinanz erschien.

Ferdi Kübler rückte auf. Peter Schifferli war selbstverständlich auch dabei.

Fridolin Tschudi erschien. Fritz Dürrenmatt wälzte sich heran.

Lorenz Stucki kam. Und die Tochter von Chagall und Golo Mann und Heidemarie Hatheyer und Curt Rieß und und und ...

Und beim Apéro, den man am dörflichen Brunnen zu sich nahm, erfuhren es die vielen, die es nicht wußten von den ganz wenigen Eingeweihten:

Manuel Gasser hatte zu seinem fünfzigsten Geburtstag eingeladen.

Ich verzichte auf die Schilderung des Essens und des nachfolgenden Festes.

Ich mache Leute nicht gerne neidisch.

Ich verzichte aber nicht darauf, Manuel Gasser – etwas verspätet zwar – zu gratulieren.

Ich weiß, daß das eine sehr neben-sächliche und überflüssige Gratula-

tion ist. Eine, die neben den Gratulationen von Dürrenmatt und Frisch und Gody Suter und Fridolin Tschudi und Professor Heuss notwendigerweise verblassen muß. Doch das hindert nicht daran, daß ich sie anzubringen habe.

Sie geht so:

«Lieber Manuel Gasser, ich gratuliere Ihnen von ganzem ...»

Nein, so geht sie nicht.

Sondern so:

«Lieber Manuel Gasser, ich gratuliere Ih ...»

Nein, so auch nicht!

Sondern so:

«Lieber Manuel Gasser, ich gratuliere uns zu Ihrem fünfzigsten Geburtstag!

Ich gratuliere den Malern und Bildhauern und Zeichnern.

Ich gratuliere den Dichtern und Schriftstellern.

Ich gratuliere den Schauspielern.

Ich gratuliere den Cabarettisten.

Ich gratuliere allen Künstlern, denen Sie bewundernder Kritiker und kritischer Bewunderer waren.

Ich gratuliere den Lesern der «Weltwoche», für die das wöchentliche M.G. so lange Maschinengewehr-Feuerwerk eines sprühenden Geistes

64

Mancher sehnt in fernen Zonen sich zurück in unser Land,

weil er dort, wo andre wohnen, ausgerechnet ihn nicht fand.



Tilsiter

Drum gehört Tilsiter uf e Tisch! Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

war und Firmen-Zeichen eines Einmann-Betriebes, der um alles im Kunst-Betrieb dieser Zeit so genau Bescheid wußte und der alles dazu sagte, was er dachte und das war zumeist auch alles, was dazu zu sagen war.

Ich gratuliere den Lesern des «Du», das Sie heute als Chef-Redaktor leiten und das Sie zu einer Zeitschrift gemacht haben, die man nicht nur anschaut, sondern auch liest.

Ich gratuliere uns allen zu einem Eidgenossen, der ein großer Zeitgenosse ist, weil er stets und immer Freud- und Leid-Genosse der Epoche, in der er lebte, war.

Ich gratuliere uns und wünsche, daß Sie noch sehr, sehr lange für uns daseien.

Und ich sage Ihnen das, was viele gesagt hätten, wenn sie gewußt hätten, daß Sie Ihren Fünfzigsten feiern: ich sage «Merci!»

«Merci» sehr großgeschrieben!



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ...

Wenn man nun glaubte, daß die Briefe, die da eintreffen, immer einen Bezug auf das Geschriebene hätten, so glaubte man irr. Gar nicht selten haben sie damit überhaupt nichts zu tun.

Die Tatsache, daß einer schreibt, genügt, ihm alles Mögliche und Unmögliche dieser Welt mitzuteilen.

Manchmal habe ich deshalb wirklich das Gefühl, ich sei so etwas wie ein Briefkasten-Onkel. Ein profaner Beicht-Vater. Ein Ochsen-Kübel für seelische Abfall-Produkte des Alltags.

Oder sonst etwas in dieser Richtung.

Ich könnte nicht behaupten, daß diese Briefe mich besonders freuten.

Irgendwie wecken sie in mir Angst-Gefühle.

Angst vor der Tatsache, daß es

Leute geben könnte, die mich ernstnehmen, nämlich. Leute, die meinen wöchentlichen Zeilen ein Gewicht zumessen, das ihnen nicht unbedingt zukommt.

(Jetzt stapelt er tief, werden Sie denken! Jetzt gibt er nach unten hoch an! Jetzt fischt er Komplimente im Trüben! – Aber das ist nicht wahr: ich bin ein unernsthafte junger Mann und ich bin es mit Ueberzeugung. Das ist mein voller Ernst!)

Also:

An und für sich mag ich jene Briefe, die mich um Rat in allen Lebenslagen angehen, nicht besonders.

Manchmal aber – hie und da und dann und wann – befinden sich unter diesen Briefen solche, die an Probleme, die über das Private hinausgehen, rühren.

(Kleine Zwischenbemerkung: dieser letzte Satz ist von einer grammatikalischen Häßlichkeit, die beinahe unübertrefflich ist. Ich lasse ihn – als warnendes Beispiel für zukünftige Schriftsteller – stehen.)

Also:

Manchmal tragen mir Leser-Briefe ein Problem vor, das ein allgemeines sein könnte. Ein überprivates. Und erst damit ein interessantes.

So ein Problem scheint mir das Schreiben der Frau A. K. aus Basel anzutippen.

Hier sind die Zeilen:

«Lieber Herr Wollenberger, ich wende mich an Sie, um Ihnen einen familiären Streitfall vorzutragen und bitte Sie gleich von Anfang an um Entschuldigung, daß ich es überhaupt tue, doch ich habe das Gefühl, daß Sie der richtige Mann für die Lösung sind.

Es geht darum, daß mein Mann hier in Basel in einer chemischen Fabrik arbeitet. Bevor er dieses tat, war er Coiffeur, was wichtig ist, da darum der ganze Streit überhaupt geht.

Wie Sie wissen, hat man in Basel bereits an vielen Orten die Fünftage-Woche. So auch der Betrieb, in welchem mein Mann arbeitet und – auch das muß ich gleich von vornherein betonen – sehr anständig verdient.

Nun benützt mein Mann den freien Samstag aber dazu, daß er bei einem Coiffeur aushilft, das heißt, daß er seinen früheren Beruf als Neben-Beschäftigung ausübt, da die Coiffeur-Salons am Samstag besonders viel zu tun haben.

Natürlich bringt uns das eine ganz hübsche zusätzliche Einnahme, aber ich finde trotzdem, daß mein Mann diesen endlich gewonnenen Samstag sinnvoller ausfüllen könnte als durch zusätzliche Arbeit, zumal er – wie schon gesagt – ja sehr gut verdient.

Wir besitzen bereits einen kleinen Wagen und haben Televisions-Apparat, also ist es auch nicht, um zusätzlichen

Luxus zu bekommen. So begreife ich die Einstellung meines Mannes, der behauptet, man müsse arbeiten, solange man könne, einfach nicht. Wir haben keinen ausgesprochenen Streit deswegen, aber mich macht es traurig, daß er diesen Tag nicht besser ausnützt, etwa indem er seinen Interessen oder einem entspannenden hobby nachgeht. Sagen Sie mir bitte: hat mein Mann recht oder ist er – wie ich es annehme – im Fehler?»

Das Problem kennen Sie nun. Und das ist es, was ich wollte. Ich möchte dieser Frau nämlich nicht einfach von mir aus antworten, denn ich bin nicht kompetent. Als relativ freier Schriftsteller kenne ich alles, nur nicht die Fünftage-Woche. Ich weiß einerseits von Siebentage-Wochen und andererseits von Zweitage-Wochen, aber von Fünftage-Wochen oder Sechstage-Wochen weiß ich nichts. Kommt noch etwas dazu: ich gebe – wie erwähnt – ungerne ernstzunehmende Ratschläge, die so aussehen als seien sie verbindlich. Vielleicht aber – und darauf spekuliere ich wieder einmal – gibt es unter meinen Lesern ernstzunehmende Menschen, die sich bereits einmal Gedanken über das Problem Fünftage-Woche und Freizeit gemacht haben. Oder Leser, die längere Zeit über die komplexe Frage «Schweizer und Arbeit» nachgegrübelt haben. Es wäre nett von ihnen, wenn sie mir in ein paar Zeilen mitteilen, was sie von dem geschilderten Fall halten. Hat der fleißige Hausvater recht? Wäre der «leichtlebigeren» Frau zuzustimmen? Ameise oder Grille, das ist hier die Frage! (Sie kennen doch die Fabel von der Ameise, die den ganzen Sommer über für den Winter hamsterte und von der Grille, die lediglich Unterhaltungs-Musik betrieb? Natürlich!) Also: Wem wollen wir rechtgeben? Helfen Sie mir, dem chemischen Coiffeur und seiner Frau bitte aus der Patsche. Wir sind Ihnen schon im voraus äußerst dankbar dafür!



DOBB'S
Tabac
für den gepflegten Herrn

Voranzeige:

Der unwahrscheinliche Signore Fausto

Ich schwöre Ihnen mit hochehobener Hand, ohne den Fuß zu heben und ohne die Finger der anderen Hand hinter dem Rücken zu kreuzen: es ist nicht meine Schuld. Ganz bestimmt nicht.

Schuld sind die Leute, die mich immer wieder fragen: «Haben Sie eigentlich noch nie etwas Längeres geschrieben?» «Nein», muß ich dann sagen, «ich habe noch nie etwas Längeres geschrieben!» Und dabei werde ich mählich rot im Gesicht und drehe den Kopf weg und schlage züchtig die Augenlider zur Erde.

«Schade, das sollten Sie aber!» sagen die Leute dann.

Warum sie es sagen, weiß ich nicht. Ich versuche ihnen das auch beizubringen. Ich sage ihnen, daß ich ein Kurz-Streckler bin, manchmal gut für kleinere Distanzen. Ausgedehntere Strecken auf literarischen Rennbahnen liegen mir definitiv nicht.

Wenn ich etwas Anständiges zusammenbringe, so ist das vielleicht ein Artikel oder ein Gedicht im Cabaret oder ein Satz in einem Artikel oder eine Zeile in einer Strophe.

Mehr – so glaube ich – kommt einfach nicht aus mir heraus. Mich haben sie mit kurzem Schnauf hergestellt und den Atem des Großen haben sie mir nicht beschert.

Davon bin ich überzeugt und das sage ich den Leuten.

Doch auch die sind nicht auf den Mund gefallen.

Sie sagen: «Aber wenigstens probieren sollten Sie es doch einmal!»

So ist es also die Schuld der Menschen, daß ich es doch einmal versucht habe.

Das Ergebnis des Versuches (der für mich natürlich auch eine Versuchung war) heißt «Fausto».

Vielleicht erinnert Sie das Wort an etwas?

Vielleicht erweckt es Assoziationen? Zum Beispiel an einen gewissen Schriftsteller namens Goethe.

Die Assoziation stimmte: mein «Fausto» hat tatsächlich etwas mit dem «Faust» des nicht unbekannteren deutschen Ministers a. D. zu tun. Er erzählte nämlich ebenfalls die seltsame Geschichte eines Menschen, der sich verkaufte.

Beziehungsweise eines Mannes, der einen ungeschickten Handel einging: er gab das Bessere für das Schlechtere.

Wie bei Herrn G. geht es auch bei mir um eine Frau. Bei ihm heißt die Dame Margarethe und bei mir heißt sie Margrit. Das kommt daher, daß meine Geschichte in der Schweiz spielt, während Herr von G. die seine in einer anderen Umgebung abrollen ließ. Dabei war ihm die Schweiz ja zum mindesten so gut bekannt, daß er seinem Kollegen Schiller den Tell-Stoff zuhalten konnte.

Zurück zum Fausto!

Ich gebe also zu, daß ich ein Plagiat begangen habe. Was mich dabei tröstet, ist der Gedanke, daß auch der «Faust» von Goethe schon ein Plagiat ist.

Begangen an Christopher Marlowe (England).

Und ganz bestimmt hat der die Geschichte auch nicht selbst erfunden.

Zum Glück! Selbsterfundene Geschichten sind selten gut.



Was nicht heißen will, daß der «Fausto» gut sei.

Noch etwas: falls sie bei dem Worte «Fausto» nicht an Goethe, sondern an Fausto Coppi, den Velo-Rennfahrer,

gedacht haben sollten, so hätten sie auch nicht so ganz in die Irre gedacht.

Mein Fausto hat nämlich mit Herrn Coppi die Rennfahrerei gemein. Er ist ein Ritter des Pedals, der gebogenen Lenkstange und der Bidons.

Kleines Fazit:

Fausto hat drei Väter: Johann Wolfgang von Goethe, Fausto Coppi und Werner Wollenberger.

Eine Mutter hat er auch: das sind die Leute, die mich fahrlässigerweise aufgefordert haben, einmal etwas Längeres zu schreiben.

Ich habe es getan, der Franz Mächler hat es akzeptiert, der Verleger und Herausgeber hat es approbiert, und der Fredy Sigg hat Bildchen dazu gemalt und das Ganze wird ab nächster Woche im Nebelspalter erscheinen.

Reklamieren Sie nicht bei mir! Es ist – sehen Sie die Schwurhand? – nicht mein Fehler. Die ändern sind schuld!

Sie wollten es so und jetzt haben sie es! Und etwas ist tröstlich: so in zirka drei Monaten wird kein einziger Mensch auf der ganzen weiten Welt zu mir sagen: «Warum schreiben Sie eigentlich nie etwas Längeres?»

Betretene Stille wird herrschen, wenn ich auftauche. Schweigen wird sein in den Runden, in denen ich erscheine. Und wenn ich wieder weg bin, werden alle sagen: «Schade, früher schrieb er so nette kurze Sachen!»

Wie bereits gemeldet: ab nächste Woche für lange achtzehn Wochen die unwahrscheinliche Geschichte von Fausto. Und schlafen Sie gut!

